

ORF-Sendereihe „Menschenkinder“
Ausnahmepersönlichkeiten erzählen André Heller
aus ihrem Leben und ihrer Gedankenwelt:
Hannes Androsch
 ORF III, 11.05.2016 20:15 Uhr

(Transkript)

Er war einst der Kronprinz von Bundeskanzler Bruno Kreisky, fiel dann aus dessen Gunst und ist heute einer der prägenden Industriellen dieses Landes: Hannes Androsch erzählt, wie ihn der Bruch mit Kreisky getroffen hat und wo er die Fehler der heutigen Regierung sieht.

Ausnahmepersönlichkeiten erzählen André Heller aus ihrem Leben und ihrer Gedankenwelt. André Heller portraitiert einzigartige Menschen unterschiedlicher Herkunft und Profession, mit unterschiedlichen Leidenschaften, Begabungen, Weltsichten und Schicksalen. Menschen, die in ihrem Leben – auch jenseits herkömmlicher Erfolgskriterien – Einzigartiges geleistet haben.

Dr. Hannes Androsch, ehemaliger Finanzminister und Vizekanzler, Großindustrieller, international erfolgreich, bekannt und geachtet, steht André Heller Rede und Antwort. Unter anderem spricht er über seine ersten beruflichen Erfahrungen in der heimischen Wirtschaft, als Steuerberater und Wirtschaftsprüfer. Unter der Regierung Kreisky wurde er schnell zum heimlichen Star der österreichischen Politszene. Als jüngster Finanzminister der zweiten Republik, wurde er später als einer der „Kronprinzen“ Kreiskys auch noch Vizekanzler. Auch in seiner zweiten beruflichen Karriere ist er überaus erfolgreich, als Miteigentümer der Salinen Austria AG und der Beteiligung an weiteren namhaften heimischen Unternehmen. Seine Kindheits- und Jugenderinnerungen sowie die Einschätzung der aktuellen politischen Lage sind Teil des Gesprächs mit André Heller.

André Hellers Menschenkinder – diesmal mit einer einzigartigen Persönlichkeit aus Politik und Wirtschaft: Hannes Androsch, ehemaliger österreichischer Finanzminister und Vizekanzler, ehemaliger Generaldirektor der Creditanstalt, Großindustrieller. Hannes Androsch – ungeschönt kommentiert er die Geschichte der Zweiten Republik und die Fehler der heutigen Regierung.

Hannes Androsch: Da kann ich nur mit Wilhelm Busch sagen: „Wehe, wehe, wehe, wenn ich das Ende sehe.“ – Also das, was sich da anbietet als Alternative, ist ja grauenerregend aus vielen Gründen oder bietet überhaupt zu diesen anstehenden Fragen und Problemen keine Antwort und keine Lösung.

Mein Name ist Hannes Androsch, ich bin geboren an einem Ostermontag, am 18. April 1938, als es die Erste Republik nicht mehr gab und logischerweise sieben Jahre noch nicht die Zweite Republik, also 37 Tage nach dem Einmarsch der Hitler-Truppen in Österreich mit dem wenig glanzvollen Ereignis am Heldenplatz. Das heißt, ich bin in das Zeitalter der Extreme – in den bösen Teil der Extreme – hineingeboren und durchaus – Kriegsende – war ich sieben Jahre zumindest schon einiges von den Ereignissen – Bombenangriffe, Kriegsende mit fliehenden deutschen Wehrmachtstruppen und mit Abstand einrückenden Truppen der Roten Armee in Südmähren, wo wir bei Verwandten Zuflucht gesucht haben vor den Bomben in Wien, weil meine Mutter mit meiner Schwester im Dezember 1944 niedergekommen ist. Also habe ich durchaus eine bewusste Wahrnehmung über diese Ereignisse und auch dann in anschließende Vertreibung der Südmährer, der Sudetendeutschen Anfang Juni 1945, ehe wir dann abenteuerlicherweise von diesem südmährischen Ort an der Thaya, in Piesling, Weikertschlag, Drosendorf, Groß-Siegharts, mühevoll wieder nach Wien auf einem Tankzug zurückgekehrt sind und das Glück hatten,

dass unserem Eltern- und Großelternhaus nichts passiert ist und dass die Großeltern selbst nicht zu Schaden gekommen sind.

Mein Vater, schwer invalid, doppelte Rückgratverkrümmung, kaum mehr als 1,50, 1903 geboren, einen Unfall hat, vielleicht auch aufgrund schlechter Ernährung und in der Folge schlechter Behandlung. Das war für ihn ein Handicap, hat auch meine Schwester und mich geprägt, seine Invalidität – einerseits. Und andererseits große Bewunderung für die Mutter ausgelöst, die doch einen Invaliden geheiratet hat gegen den Rat ihres Vaters. Muss sowas wie wahre Liebe gewesen sein, nicht? Sie war relativ jung, als sie geheiratet haben in den 30er-Jahren, entgegen allem Rat und trotz der Umstände. Es waren dann noch andere Verwandte im Familienverband, eine unverheiratete Schwester meines Großvaters väterlicherseits. Der mütterlicherseits ist kurz nach meiner Geburt relativ jung verstorben, und seine Frau, also eine meiner Großmütter, drei Jahre später.

Mein Vater hat Handelsakademie gehabt, meine Mutter war gelernte Kindergärtnerin, hat Schauspielunterricht genommen. Bei irgend so einer Schubert-Veranstaltung haben sie sich in den späten 20er-Jahren kennengelernt. Sie war dann in der Molkerei tätig, mein Vater im Vermessungsamt. Dann hat ein Cousin meiner Mutter geraten, der selber schon Steuerberater war, ob das nicht eine Möglichkeit wäre, weil man das ja auch von Zuhause betreiben kann. Und so haben sie diese Qualifikation erworben und seit 1941 waren sie dann – wie das zunächst hieß – Helfer in Buchführungs- und Steuersachen, und in der Folge dann in der Zweiten Republik, als das Wirtschaftstreuhandwesen neu geregelt worden war, war dann mein Vater beeideter Buchprüfer und Steuerberater, wie das hieß. Nach seinem Tod habe ich das rasch machen müssen, um die Existenz vor allem auch meiner Mutter zu sichern. Mit Lebensalter-Dispens – weil man musste 30 Jahre sein und ich war damals 27, und drei Jahre später habe ich dann den Wirtschaftsprüfer gemacht und im selben Jahr noch das Doktorat. Nachdem ich am Bundesrealgymnasium Franklinstraße in Floridsdorf maturiert hatte, habe ich dann die Hochschule für Welthandel – was heute die Wirtschaftsuniversität ist – studiert, war als einer der Ersten meines Jahrganges nach knapp sieben Semestern mit dem Diplom fertig und habe in der Folge eben diesen Beruf ergriffen, ehe mich die Umstände, die damit zusammenhingen, dass meine Eltern – mein Vater zunächst in Fünfhaus bei den Kinderfreunden, aber dann in Floridsdorf in der Sektion XI in Großjedlersdorf beide politisch tätig waren und im Freien Wirtschaftsverband – ich dort sehr früh beim Wiener Arbeiter-Turnverein und bei der Sozialistischen Jugend und in weiterer Folge den Sozialistischen Mittelschülern politisch sozialisiert wurde und dann später auch, nachdem ich mein Diplom erworben hatte, auch stärker in die Studentenpolitik zuerst als Wiener Obmann und dann Verbandsobmann der Sozialistischen Studenten eingestiegen bin.

Dann erreichte mich im April 1963 die Einladung, und zwar von der Schuldirektorin des Mädchengymnasiums in Floridsdorf, die Abgeordnete war und die mit dem Klubobmann sehr gut war, dass man einen Klubsekretär für Wirtschaftsfragen suche. Das war ein Donnerstag, und ob ich das nicht überlegen wollte. Dann habe ich meinen künftigen Schwiegervater Paul Schärf gefragt, was ich tun soll, was sein Rat wäre. Und er hat gesagt: „Das ist ganz einfach. Da fragen wir meinen Onkel, den Herrn Bundespräsidenten Adolf Schärf.“ – Er hat ursprünglich noch in der Monarchie als Klubsekretär begonnen und er hat mir gesagt: „Wenn du deinen Berufsweg weiter verfolgen kannst, dann kannst du Ja sagen. Wenn nicht, dann Nein. Für die Politik ja, von der Politik nein.“ – Das war sein lakonischer Rat. Dem bin ich dann auch gefolgt und bin am Montag zum Klubobmann gegangen und habe ihm das in etwa so vermittelt. Auf die Frage, was ich für Gehaltswünsche habe, habe ich gesagt: „Nein, ich will meine Dissertation fertig machen und ich will meinen Berufsweg weiterverfolgen.“ – Und habe überhaupt keine Gehaltsforderung gestellt und habe dann mit 2.700 Schilling pro Monat – das war der Anfangsbezug eines Akademikers im öffentlichen Dienst – plus zehn Prozent Überstundenpauschale im Klub begonnen.

Einige Monate zuvor hat Heinz Fischer den Gratz abgelöst als Klubsekretär, jahrgangsgleich wie ich. Und der Waldbrunner war damals Zweiter Präsident und hat sich mokiert, schon wieder ein junger Mensch da im Klub, die sollen zuerst was lernen, das Leben kennenlernen

und dann in die Politik gehen. Das hat mich zunächst irritiert und gekränkt, aber mit der Weisheit des Rückblicks muss ich sagen, natürlich hat er – wie meistens, strategischer Denker, der er war – Recht gehabt. Und so bin ich sozusagen in die Politik geraten.

Und dann ging's Schlag auf Schlag, weil in Floridsdorf hat's einen Generationenwechsel in der Parteiführung gegeben, immerhin einer der größten Bezirke überhaupt. Der spätere Stadtrat und Landtagspräsident Ing. Fritz Hofmann, der sehr gut mit meinen Eltern war und mich kannte, hat mich schon 1964 – also nicht einmal ein Jahr, nachdem ich in den Klub eingeladen worden war – in den Bezirksparteivorstand geholt und in weiterer Folge mich auch für die Wahlen Ende 1965/1966 auf die Nationalrats-Kandidatenliste gesetzt. Und durch die Umstände, dass meine Vorgängerin Rosa Weber im Juli 1967 bei einer Bergtour am Großglockner tödlich verunglückt ist, wurde das Mandat frei, Fritz Hofmann wollte in der Kommunalpolitik bleiben und der Wiener Obmann Felix Slavik, der spätere Bürgermeister, hatte offenbar auf mich schon ein Auge geworfen, war ich plötzlich mit 29 Jahren – für damalige Verhältnisse – bis dahin jüngster Abgeordneter im Nationalrat und nicht einmal drei Jahre später, zweieinhalb Jahre später in der ersten Minderheitsregierung Kreisky Finanzminister – und das dann für elf Jahre.

Das hat mich interessiert, das war spannend, das hat Gestaltungsmöglichkeiten mit sich gebracht. Und da ist es mir immer wieder gelungen, Leute zu motivieren, zu integrieren. Das hat sich im Finanzministerium gezeigt, das hat sich schon in der väterlichen Steuerberatungskanzlei erwiesen, das war dann auch in der Creditanstalt und auch danach in verschiedenen Aktivitäten der Fall. Das ist vielleicht die positive Seite.

Die negative Seite – wenn ich von etwas überzeugt war nach gründlicher Überlegung und Vorbereitung, dann hat es mir sehr lange – wie sagt man heute so schön – an Situationselastizität oder Flexibilität oder Rücksichtnahme sicherlich gefehlt, was nicht sehr klug war. Das kann man, wenn man will, dem jugendlichen Sturm und Drang zuschreiben, aber hilfreich war es keineswegs. Das habe ich erst viel später bis zum einem gewissen Grad nicht gelernt. Manche sagen, ich bin nicht sehr empfänglich für Widerspruch. Mag schon sein. Mir hat das einmal der Friedrich Peter in einer Parlamentsrede sehr väterlich-freundlich vorgehandelt, als er gesagt hat: „Wir räumen Ihnen ja ein, Herr Finanzminister, dass Sie das alles gründlich vorbereitet haben, überlegt haben usw., aber lassen Sie uns auch leben. Geben Sie uns einen Spielraum.“ – Da habe ich lange gebraucht, um sozusagen das einzubauen. Das setzt voraus, dass man Verständnis hat und bereit ist, sich in die Schuhe des anderen sozusagen mental hineinzustellen.

Am 1. März 1970 ist in der Zweiten Republik meiner Partei der größte Erfolg der Sozialdemokratie in Österreich seit dem Hainfelder Parteitag unter Viktor Adler gelungen. Damals noch eine Minderheitsgrundlage und -regierung und in der weiteren Folge dreimal hintereinander – 1971, 1975 und 1979 – mit aufsteigender Tendenz eine absolute Mehrheit von 51 Prozent der Stimmen bei einer Wahlbeteiligung von 95 Prozent. Das klingt heute wie aus Tausendundeiner Nacht der Politik. Also es war ein Aufbruch und das Ziel auch programmatisch in den Wahlslogans 1970 „Für ein modernes Österreich“, „Österreich europareif machen“, „Gegen das Sterben vor der Zeit“, „Bildung für alle“. Schon die Plakatslogans waren ein Programm. Die Slogans waren nicht nur Slogans, sie hatten auch einen Inhalt. Und die Inhalte waren durch die große Anzahl von gründlich erarbeiteten diesbezüglichen Programmen unterlegt und untermauert. Natürlich steht man immer auf den Schultern der Vorangegangenen und die 70er-Jahre waren nicht zu vergleichen mit der Situation 1945 bis zum Staatsvertrag 1955, aber eine Modernisierung und ein Aufbruch und ein Öffnen der Fenster war überfällig. Nicht, dass das nicht die Regierung Klaus auch versucht hätte, aber es ist nicht über die Rampe gekommen. Es ist zerfleddert, aus welchen Gründen immer.

Und das ist gelungen im Strafrecht, im Schulwesen, im Universitätsbereich, im Wehrdienst, im Familienrecht – also sozusagen ein Feuerwerk von Reformen, die bis heute geblieben sind. Daher war es wohl schon eine bemerkenswerte Periode, was die Nachhaltigkeit

sozusagen belegt. Auch dann, wie die Währungspolitik so umstritten war, selbst zwischen dem Kreisky und mir. Und da kommt man zu einem Punkt: Erstens einmal, mitten in unsere Zeit fällt ein kompletter Bruch globaler Entwicklung. Bis dahin war das goldene Zeitalter unterfüttert mit einem wirklich äußerst billigen Treibstoff, das Erdöl war vernachlässigbar preislich niedrig. Das hat sich also im Herbst 1973 gedreht als Folge, dass aus einem Käufermarkt Ende der 60er-Jahre – der Erste, der das erkannt hat, war Gaddafi in Libyen – ein Verkäufermarkt wurde und den Ölpreis über die Jahrzehnte seither hinaufgetrieben hat. Zur Höchstzeit vor ein paar Jahren war das fast 160, damals war es ein Dollar. Man muss sich das vorstellen, was da passiert ist. Das hat also einen Bruch auch in der Wirtschaftsentwicklung gebracht und in weiterer Folge auch in der Wirtschaftspolitik. Also da ist ein faktischer und auch ein intellektueller Paradigmenwechsel eingetreten. Und es fällt dieser Paradigmenwechsel genau in unsere Zeit und fällt mehr oder weniger auch damit zusammen, was wir alle miteinander – und damit ich auch – viel zu wenig, viel zu später erkannt haben: dass schon länger der Kreisky gar nicht mehr so gesund war und zunehmend krank geworden ist und immer schwerer krank geworden ist, mit allen Folgen, wie sie seine Ärzte beschrieben haben. Und das hat seine Persönlichkeit verändert und hat auch zur Folge gehabt, dass er dann letzten Endes – nachdem er aus der Regierung ausgeschieden war – seine letzten Jahre gesundheitlich, aber auch psychisch in keiner sehr beneidenswerten Situation recht griesgrämig und unglücklich traurigerweise verbracht hat.

Es hat dann noch nach den Wahlen 1979 eine Szene gegeben, da lag er im Spital, in der Rudolfstiftung. Und ich habe organisiert, dass die Regierungserklärung erst gehalten wird, wenn er gesundheitlich dazu in der Lage ist. Das hat ihn sehr berührt und gerührt. Und dann, als das geklärt war, sagt er: „Und wie steht das zwischen uns?“ – Sag‘ ich: „Du willst mich weg haben.“ – „Davon kann keine Rede sein, die Partei braucht dich, aber sie braucht auch mich.“ – Genau in der Reihenfolge. Sag‘ ich: „Damit hab‘ ich ja kein Problem.“ – Aber das war sozusagen die letzte positive Aussprache zwischen uns beiden dieser Art. Und dann haben spätere Versuche des Lennie Bernstein, das zu kitten, im Jahr 1986 auch nichts mehr geholfen. Da war ich schon aus der Regierung ausgeschieden. Und sein Bestreben, mich sozusagen aus dem öffentlichen Geschehen bis zur existenziellen Vernichtung fernzuhalten, mit viel Unterstützung von allen möglichen – das hat ja dann auch zu 16-jährigen, allen möglichen skurrilen getürkten Verfahren geführt. Das war dann seine Zielsetzung und da hat sich nichts mehr geändert.

Das ist von ihm gekommen, das mag von mir gekommen sein. Dann gibt's die Einflüsterer und dann gibt's verschiedene Strömungen, die das fördern. Das ergibt dann sehr rasch einen giftigen Cocktail, der sich dann an Giftintensität verstärkt – nennen wir es so: Es entsteht eine Entfremdung.

Ich habe das viel zu wenig reflektiert. Da hat mich erst im Juli 1979 mit der Abgeklärtheit und dem Scharfsinn der Karl Waldbrunner da bei dem Spaziergang am Grundlsee aufmerksam gemacht. Da ist er stehengeblieben, hat mir in die Augen geschaut und hat gesagt: „Hau ihm das hin, bevor er dich hinausschmeißt.“ – Er hat das richtig so eingeschätzt. Sag‘ ich: „Ja, wie soll denn das gehen?“ – Quasi, er ist krank, ich war damals seit 1976 auch schon Vizekanzler. Das versteht ja niemand, wenn ich ihm sozusagen das Simperl vor die Tür stelle. Beide haben wir Recht gehabt. Ich konnte nicht – und in der Einschätzung hat der Karl Waldbrunner Recht behalten. Da ist bei ihm eine Veränderung eingetreten, die bei mir schon sehr viel früher – spätestens am Wahltag 1975 – aufgetreten ist, wo man versucht hat, alles zu tun – von verschiedenen Parteikreisen, aber auch offenbar mit seiner Billigung – wo man das genau verhindern wollte. Das hat sich auch in den Wahlergebnissen auf den Parteitag für den stellvertretenden Parteivorsitzenden, wo ich relativ viel Streichungen hinnehmen musste, schon manifestiert. Was mich irritiert hat und mit dazu beigetragen hat, dass ich das gar nicht anstreben wollte und angestrebt habe. Weil mein Traumjob wäre gewesen Nationalbankpräsident. Das habe ich ihm auch einmal gesagt, wohl wissend – habe ich hinzugefügt – dass das nicht ginge, was ihn wieder sehr irritiert hat. Es war sicher auch nicht sehr klug, dass ich sozusagen meine Gedanken da offengelegt habe.

Natürlich, für manche war ich für ihre eigene Position, ob innerhalb der Partei oder bei der ÖVP, eine Bedrohung, die sie verhindern wollten und die das nicht gern gesehen haben, solange der Kreisky das betrieben hat, ohne sich festzulegen und durchaus sich Optionen offen zu halten. Ich habe auch Positionen eingenommen, weil es mir darum ging zu beweisen, dass die SPÖ Wirtschaftskompetenz hat, was sie davor nie hatte und auch nicht besonders bemüht war, das wahrzunehmen. Da hat mir unlängst Brigitte Ederer, die damals zu den forschen jugendlichen Kritikern in der Partei zählte, berichtet, dass der Kreisky ihr einmal gesagt hat – zuerst hat er sie bei der ersten Aussprache sozusagen vorwurfsvoll zurechtgewiesen, sie sollen das einmal zuerst zusammenbringen. Und als sich das Verhältnis schon begann oder begonnen hatte einzutrüben, hat er gesagt: „Macht’s das nicht“ – aber so mit einem Augenzwinkern: „Macht’s nur.“ – Das hat er ja mit einigen Ökonomen, wie mir später der langjährige Rektor der Wiener Universität und Ökonom Winkler berichtet hat: „Sagt’s nur was gegen den Finanzminister und seine Währungspolitik“, die nicht mehr seine war, das ist schon ein Problem. Wenn in einer so wichtigen Frage Regierungschef und Finanzminister unterschiedliche Ziele verfolgen, ist das nicht hilfreich. Und dann kommen natürlich auch Prestigeüberlegungen hinein. Da hat’s ja genug gegeben, vom IV-Präsidenten bis zu Industriellen, die gesagt haben, naja, Herr Bundeskanzler, wer ist denn da der Chef, der Junge da in der Himmelpfortgasse oder du oder Sie? Das tropft dann ein, nicht? Noch dazu, wenn man offensichtlich schon durch die Krankheit gewisse Persönlichkeitsveränderungen durchmacht. Und ich war also auf der Linie. Der Winkler hat das dann später korrigiert und hat nur gemeint, damals war er überzeugt, das werde nicht gehen, weil es ja auch gegen die Textbücher war, weil die Gewerkschaft nicht mittun würde.

Aber genau das ist geschehen, dank Benya und Kienzl und Hofstetter und Waldbrunner. Und so konnten wir eine Politik wider die Lehrbücher, wider den Währungsfonds – einmal habe ich eine Stunde in New York mit dem Milton Friedman beinhart diskutiert und wir haben uns getrennt mit „We agree to disagree“. Also die einzige Übereinstimmung war, dass wir nicht übereinstimmen. Erfreulicherweise für die weitere wirtschaftliche Entwicklung und die strukturelle Fitness unseres Landes hat nicht der Nobelpreisträger – bei aller seiner Bedeutung – Recht behalten, sondern der kleine Finanzminister aus Österreich.

Aber da gab es schon handfeste auch sachliche Auffassungsunterschiede, auch was die Verstaatlichte, auch was die Finanzierung des Wohlfahrtsstaates, was die Energiepolitik im Lichte des gestiegenen Ölpreises anlangt. Ich versuchte über mehrere Legislaturperioden hinaus Politik anzulegen, und der Parteivorsitzende und Regierungschef will die nächsten Wahlen gewinnen – das ist notwendig, das ist schon verständlich. Das ist ein bisschen auf der Zeitschiene natürlich auch ein Widerspruch.

Solche Prozesse sind quälend lange. Und offenbar – und das war mir damals sicher nicht bewusst – war ich viel populärer, als ich mir das bewusst gemacht habe. Und da war es also nicht ganz leicht, mich zu entfernen. Da musste man trachten – was sehr eingeschränkt offenbar passiert ist – zu diskreditieren. Man hat eine falsche Zeugenaussage konstruiert, für die brauchte man einen Steuertatbestand. Den hat man aber nicht gefunden. Dann hat man alles Mögliche probiert, zum Schluss ist herausgekommen, dass ich von der Consultatio eine verdeckte Gewinnausschüttung von einem Gewinn, von dem sie zugegeben haben, dass er so und schon gar nicht in der Höhe nie erzielt worden war, bekommen hätte. Also das war das konstruierte Steuervergehen, und das war der Beweis, dass es eine falsche Zeugenaussage vor dem Untersuchungsausschuss zum AKH im Parlament gewesen wäre, wo dieses Thema gar nicht Gegenstand der Untersuchung war und gar nicht zugelassen hätte werden dürfen. Das war das Konstrukt.

Dazu kommt – das stimmt – dass ich mit Unterstützung von meinem Schwiegervater und dem früher schon erwähnten Dr. Steiner die Villa in Neustift, die dann zu einem Schloss größer als das Schloss Schönbrunn hochgejubelt wurde – und wenn die Leute vorbeigegangen sind, hat man gelegentlich hören können: „Wegen dem machen sie so ein Theater?“ – Also das ist aufgeblasen worden, um zu sagen – was weiß ich – es waren Nachweise bei der Zentralsparkassa, dass wir einen entsprechenden Kredit aufgenommen

hatten. Aber daraus wollte man was konstruieren. Aus dem Haus selber war nicht einmal was zu konstruieren, in der abenteuerlichsten Weise, die dann in einer anderen Form umgesetzt wurde.

Existenziell war es ein Glück für mich und meine Familie. Im Rückspiegel war es zwar eine schlimme Zeit, aber letztendlich ist es gut ausgegangen.

Ich habe einmal in einem zeitzeuglichen Gespräch den Fritz Marsch gefragt – ich habe viele gefragt zu allem Möglichen, das liegt im Staatsarchiv – aber den Fritz Marsch, einen treuen Begleiter des Kreisky, habe ich gefragt: „Sag einmal, Fritz, was ist deine Meinung, du kennst das aus der Nähe. Was war der Grund für den Konflikt zwischen dem Kreisky und mir?“ – Hat er so ein mildes, leicht ironisches Lächeln aufgesetzt und in seiner üblichen bedächtigen Weise gemeint: „Na schau, das ist ganz einfach. Du bist ihm zu mächtig geworden.“ – Und wahrscheinlich ist das die einfache Erklärung.

Am Tag seines Geburtstages im Jänner war noch ein Ministerrat, da habe ich noch die Geburtstagsrede gehalten. Er hat sich überschwänglich bedankt. Der Ministerratssitzungssaal im Parlament wurde von den Journalisten geradezu gestürmt, also es war eine öffentliche Sitzung – und am Nachmittag war ich nicht mehr in der Regierung. Ganz einfach. Im Finanzministerium ist wer anderer nachgefolgt und der Sinowatz ist Vizekanzler geworden. Er hat noch freundlicherweise mich, den Mauhart und einen Sekretär gerade noch dazu eingeladen zu einem Mittagessen, und ich habe ihm gesagt: „Aber du weißt schon, du kannst – innerhalb von einer Stunde bist du Bundeskanzler.“ – Naja, innerhalb von einer Stunde war es nicht, aber drei Jahre später war es soweit.

Da hat Benya, der das verhindern wollte, aber nicht konnte, vom Kreisky verlangt, da muss man sozusagen als Respekt vor den Leistungen, die er gebracht hat, ihm eine angemessene Tätigkeit sichern. Und das war dann die Creditanstalt. Grundsätzlich war ich versorgt und außerdem habe ich noch meine Anteile an der Steuerberatungs- und Wirtschaftsprüfungskanzlei gehabt. Aber das war sozusagen nicht das, was mich befriedigt hat. Dann war ich als Missionschef der Weltbank in Botswana tätig und habe eine Konsulententätigkeit in den ostmitteleuropäischen Ländern aufgenommen. Das ist nicht schlecht gegangen, aber war auch nicht irgendeine gestaltende Grundlage auf Dauer. Und dann hat sich der Zufall ergeben und so bin ich mit anderen im Zuge der Privatisierung zuerst Miteigentümer der AT&S und ein Jahr später der Saline geworden. Und dann sind andere Dinge gefolgt und das hat sich als erfolgreiches Engagement erwiesen. Das hat diesen Bauchladen von Beteiligungen – Industrie- und Hotelbeteiligungen – schlussendlich in der Zwischenzeit zur Folge gehabt.

Ja, die Zweite Republik war geprägt von der Zusammenarbeit der damals beiden großen Parteien – rechts der Mitte die ÖVP, links der Mitte die SPÖ. Und wäre nicht die absolute Mehrheit erzielt worden 1971, womit man nicht rechnen konnte, wäre wahrscheinlich damals unter Kreisky eine rot-blaue Koalition gebildet worden – was immer für eine Entwicklung das dann für die FPÖ genommen hat. Tatsächlich ist es 1983 eingetreten, hat aber nur bis 1986 gedauert. Auslöser war die Wahl des Dr. Haider zum neuen Chef nach dem Dr. Steger. Das hat der Vranitzky – nicht einmal noch Parteivorsitzender – zum Anlass genommen, diese Koalition zu kündigen, was damals der Kreisky, aber auch andere quittiert den mit der Bemerkung: „Das ist ein schwerer historischer Fehler.“ – Abgrenzen ja, ausgrenzen nein. Es ist wieder eine große Koalition gebildet worden, und die hat dann halt bis zum Jahr 2000 gehalten.

Der Schüssel wollte unbedingt Kanzler werden – das ist sein legitimes persönliches Recht. Welchen Preis er oder wir dafür bezahlt haben, ist eine andere Sache, weil die Deckungsmengen und die Trennmengen zu unterschiedlich wurden. Es ist jede demokratisch gewählte Partei des Parlaments grundsätzlich regierungsfähig – vorausgesetzt, dass sie sich an wichtige Grundsätze hält: Europa, Menschenrechte, Toleranz gegenüber Ausländern, Flüchtlingen, was immer, und eine klare Abgrenzung zur

Vergangenheit. Das ist allerdings nicht der Fall gewesen. Und in der Schüssel-Haider-Grasser-Ära haben wir nicht nur Volksvermögen jeder Menge verschleudert. Den Finanzminister Grasser mit allem, was er ungelöst bis heute zurückgelassen hat und die Strafgerichte beschäftigt hat, möchte ich nicht kommentieren. Und das Nulldefizit war natürlich ein aufgelegter Schmäh, verbunden mit einem Maß an Korruption, wie wir es bis dahin nicht gekannt haben. Und das ist in mehrfacher Hinsicht ein nicht erfreuliches Erbe, das da zurückgeblieben ist.

Wenn man die Budgetentwicklung der letzten 15 Jahre sich anschaut und wie es weitergeht, ist das ein Spiegelbild dessen, ein Röntgenbild der gesamten Verhältnisse, weil im Grunde fast alles sich schon in irgendeiner Form in Geld widerspiegelt. Da kann ich nur mit Wilhelm Busch sagen: „Wehe, wehe, wehe, wenn ich das Ende sehe.“ – Also das, was sich da anbietet als Alternative, ist ja grauenerregend aus vielen Gründen oder bietet überhaupt zu diesen anstehenden Fragen und Problemen keine Antwort und keine Lösung.

Es geht uns bislang gut. Das hat zu einer breiten Bequemlichkeit, Trägheit, Mutlosigkeit geführt. Die Gesellschaft ist zersplitterter geworden. Alte Gewissheiten sind verloren gegangen, neue haben sich noch lange nicht herausgebildet. Und jetzt versuchen alle, da irgendwo sich durchzuwurschteln. Und das geht nicht, das sieht man an den zunehmenden Nichtwählerzahlen, die schon die größte Gruppe sind, und der Tatsache, dass die früher tragenden Parteien so schwach geworden sind, aber nicht nur in Österreich. Die Mitte wird in ganz Europa schwächer und die Ränder werden stärker, aber die sind gegen alles und haben aber keine positive Alternative. Die Leute spüren wohl, dass sich was ändern muss, aber es soll nichts geschehen. Die Lebenserwartungen steigen, die Geburtenzahlen sind zurückgegangen. Heuer haben 80.000 Erstklassler angefangen, vor einiger Zeit waren es noch 135.000. Da braucht man nicht einmal einen Bierdeckel, um zu erkennen, dass das so nicht haltbar ist, nicht dauerhaft sein kann. Und beide Parteien haben diese Veränderungen intellektuell nicht mitgemacht. Hintennach flüchteten sie sich in punktuelle Maßnahmen, eher bewahrender als vorausschauender Weise, versuchen, das populistisch, opportunistisch zu machen. Geht aber nicht, wie die Wahlergebnisse und die Wahlbeteiligung zeigen. Das ist ein gesamteuropäisches Problem. Europa hat nicht begriffen, dass wir entweder zusammenhängen oder getrennt hängen werden, wie das Mark Twain einmal formuliert hat. Da haben wir die Vereinigten Staaten, da haben wir China und dies oder jenes noch dazwischen – Europa sackt ab, und innerhalb Europas seit einigen Jahren sacken wir auch ab, wenn man das vergleicht mit Schweden, den Niederlanden, der Schweiz, Deutschland, vor allem Bayern und Baden-Württemberg oder Hessen oder Hamburg. Und das will man nicht zur Kenntnis nehmen. Da ist fast schon in einer krankhaften Weise eine Realitätsverdrängung oder -verweigerung und man glaubt, mit Beschönigung und Beschwichtigung kann man das sozusagen zuleistern. Nein, das ist geht nicht einmal kurzfristig, schon gar nicht mittel- und vor allem nicht langfristig. Also müsste man die intellektuelle Courage haben, nach vorn zu schauen, zu antizipieren, um zukunftssicher zu werden. Wo ist Europa, wo sind wir in Europa in 15, in 20 und 25 Jahren? Das ist nicht so weit weg, wenn man das Tempo der Veränderungen und das Ausmaß derselben berücksichtigt. Aber indem man sich kokonisiert, wird man das Problem nicht lösen und verliert eine Wahl nach der anderen. Die letzten Landtagswahlen sind ein Beweis dafür und die nachfolgenden werden es leider auch gewesen sein.

30 Prozent oder 25 Prozent – das sind nicht Nazis, das sind Protestwähler, die sich verlassen fühlen, denen keine Perspektive und damit keine Orientierung gegeben wird. Die Wahrheit ist, dass die Arbeitslosigkeit steigt und wir kein Wachstum haben und dass das Budget im Eimer ist. Da brauche ich diese Untersuchungen alle nicht, das sind harte Fakten.

Natürlich, die technologischen Umwälzungen, die demografischen Veränderungen, Klimawandel, Umweltbelastung, sind Bedrohungen, sind Herausforderungen. Die technologischen Veränderungen sind gewaltige Chancen. Unsere Kinder, aber vor allem Enkelkinder werden es nicht so leicht haben, wie wir in dem goldenen Zeitalter, das so bis 1975, aber vielleicht darüber hinaus gereicht hat. Sie werden es also schwieriger haben, für

sich selber und ihren eigenen Lebensweg das Beste daraus zu machen. Um das tun zu können, müssen sie engagiert sein. Das ist nicht mit Bequemlichkeit zu erreichen und nur mit bestmöglicher Qualifikation. Und das setzt wieder entsprechende Ausbildung voraus. Und da hat man nicht irgendwas mit einem bestimmten Alter erlernt und hat ein Zertifikat oder ein Diplom oder was immer das sein mag, dazu ändern sich die Dinge zu rasch. Das heißt, man muss sich ständig diesen sich rasch ändernden Bedingungen anpassen wollen und können, und das muss man trachten, ihnen mit auf den Weg zu geben. Also Bildung, Bildung, Bildung. Die Gesundung des Sozialstaates und damit der öffentlichen Finanzen überhaupt – und da hinken wir maßlos und immer mehr im Bildungsbereich hintennach, obwohl wir für das Schulwesen viel Geld ausgeben. Aber wir haben bis heute keine Ganztagschule in Schulzentren, die eine hinreichende Infrastruktur haben mit einer genügenden Ausstattung auch an Begleit- und Unterstützungspersonal. Wir haben keine vorschulische elementarpädagogische Ganztagsbetreuung, deswegen haben wir so viele teilzeitbeschäftigte Frauen. Das führt wiederum zu Frauenarmut im Rentenalter. Die Dinge hängen zusammen. Das wird alles ausgeblendet oder ignoriert oder Vogel-Strauß-Politik betrieben.

Ja, da muss es erst einen richtigen Knall machen, bis man aus den Scherben dann wieder schauen kann, dass man was anderes aufbaut. Also Italien oder Frankreich – bei allen Unterschieden – oder Griechenland sowieso, aber auch andere neue Demokratien in Ostmitteleuropa sind ja schon erschreckende Beispiele vor der Haustür.

Europa insgesamt muss sich emanzipieren – vereinfacht zwischen China und Amerika. Ob das die Ukraine ist oder die Krim oder ob das die Levante ist oder Nordafrika – die sind nicht benachbart zu den Amerikanern und nicht benachbart zu den Chinesen. Das sind unsere Probleme vor der Haustür, das ist nicht irgendwo ferne, wie der Goethe gesagt hat – was geht uns das an, betrifft uns nicht. Betrifft uns ganz offensichtlich.

Das ist eine Situation, darüber kann man jetzt philosophieren, wie weit ihre ursächlichen Wurzeln zurückgehen auf den Zerfall des Osmanischen Reiches oder die seit Ende des Zweiten Weltkriegs verunglückte Politik im Mittleren, im Nahen Osten, in Nordafrika. Ich will gar nicht den Amerikanern unterstellen, dass sie das absichtlich machen, um Europa zu schwächen. Aber zumindest nehmen sie es in Kauf, haben in Afghanistan, im Irak, eine Katastrophe angerichtet und ausgelöst und schauen sich das aus der Loge jenseits des Atlantik an. Den Chinesen ist das grosso modo egal, die haben andere Probleme im Fernen Osten und im eigenen Land, aus vielen Gründen. Und bei uns ist es aber in der Nachbarschaft.

So sehr es notwendig ist, jetzt den von diesen Umständen lebensbedrohend betroffenen Irakern, Syrern, Libyern, Tunesiern zu helfen, ist das nur das Symptom. Wenn man nicht stabile Verhältnisse helfen kann vor Ort herzustellen, dass es den Grund für die Flucht nicht mehr gibt – ob es jetzt Kriegsflüchtlinge sind oder Wirtschaftsflüchtlinge, also diese Unterscheidung sei dahingestellt. Und da müsste sich Europa zusammenfinden, weil es uns betrifft. Den anderen ist das mehr oder weniger offensichtlich egal. Das ist die Situation. Das wird südlich der Sahelzone anders sein als in Nordafrika und das unterscheidet sich von Syrien oder dem Irak, alten Kulturländern, oder der Türkei mit ihren Problemen ganz wesentlich. Aber das ist jetzt eine Notverarz tung, die Flüchtlingsaufnahme, aber es ist keine ursächliche Bekämpfung der Krankheitsherde. Und zu der braucht man einmal stabile friedliche Verhältnisse und ein Mindestmaß an wirtschaftlicher Entwicklung. Hängt beides miteinander eng zusammen. Das sind ja zum Teil, zumindest zu einem nicht geringen Anteil hoch ausgebildete, hochintelligente Leute. Diese Überheblichkeit, die man da allenthalben in gewissen Kreisen bei uns antrifft, ist ja ein Zeichen deren mangelnder Bildung, sonst gar nichts.

Bisher hatte ich mit dem Älterwerden kein Problem, aber ich habe mich auch nicht gehenlassen – so nach dem Motto: Wer rastet, der rostet. Ich bin nach wie vor an allem interessiert, bin tätig. Dass man konditionell nicht zulegt, liegt in der biologischen Natur

unserer Existenz. Wie lang man das halten kann, weiß ich nicht. Da kann man sich nur wünschen, alt werden und gesund sterben, nicht?